

CHRISTLICHE SOZIALLEHRE – PASTORAL

Drewermann, Eugen: Der Krieg und das Christentum (reihe engagement), Pustet, München 1982. 8°, 636 S. – Kart. DM 34,-.

Drewermanns umfangreiche Arbeit widmet sich der Darstellung einer These, die den üblichen Rahmen heutigen Raisonnements über Krieg und Frieden zu sprengen beabsichtigt. Quintessenz dieser These: die Problematik des Krieges, der organisierten kollektiven Gewalt, ließe sich nur auf dem Weg über die Religion lösen, genauer gesagt, durch die Hinwendung zu einer neuen, religiösen Innerlichkeit. Nur Religion sei imstande, den grauenvollen Zyklus von Angst und Aggression – dies, so D., die Hauptquelle der Kriege bis heute – zu durchbrechen, indem sie dem Menschen zum Frieden mit sich selbst ver helfe. Die Argumente Drewermanns entstammen vor allem dem Bereich der Tiefenpsychologie, sodann versucht der Autor, seine Thesen durch weitausholende religionsgeschichtliche Ausführungen zu untermauern. Insbesondere bei den fernöstlichen »Religionen« des Buddhismus, des Konfuzianis-

mus und Taoismus macht der Autor beträchtliche Anleihen.

Drewermann sieht die Wurzel aller Kriege in archaischen Ängsten des Menschen sowie in instinktiven Mechanismen der Aggressionsverarbeitung (siehe die ausführlichen etho- und ethnologischen Analysen); letztlich sei es die irrationale Angst vor der Bedrohung durch den Fremden, den Anderen, die immer wieder das Verlangen nach Rüstung und Waffen nähre. Diese Angst vor dem Anderen aber sei letztlich (d.h. bei D.: in tiefenpsychologischer Deutung) doch nur Zeichen der eigenen inneren Entfremdung, der tiefen Verunsicherung, sei Ausdruck des Unfriedens des Menschen mit sich selbst. Dieser Unfrieden gründe wesentlich in der Unfähigkeit, die eigene Natur in ihrer Vieldimensionalität zu akzeptieren, die niederen Instinkte und Gefühle, die Triebregungen und natürlichen Empfindungen in ein Ganzes sinnvoller Lebensführung zu integrieren. So sieht Drewermann in allen Versuchen der Ethik, mit der Friedlosigkeit des Menschen fertig zu werden, fruchtlose Bemühungen, da alle Ansätze der Moral doch nur an die ratio appellierten

und letztlich darauf hinausliefen, der Natur des Menschen ein Korsett anzulegen, so aber den inneren Unfrieden des Menschen immer wieder neu hervorzubringen. Auch das Christentum treffe hier – so Drewermann – der Vorwurf »der moralisierenden Verleugnung des Unbewußten« (S. 232). In der Förderung »patriarchalischer Verständeseinseitigkeit«, sowie der damit verbundenen Reduktion der menschlichen Natur, die ihrer somatisch – psychischen Grundlagen beraubt würde, hätte auch das Christentum der Angst in der Tiefe des menschlichen Herzens nie Herr werden können und zeichne daher für den Krieg, diesen »Aufruhr der Angst ganzer Völker« (S. 127) mitverantwortlich. Leidenschaftlich plädiert Drewermann gegen die angebliche Bewußtseinsseitigkeit der christlich-abendländischen Kultur, die »notgedrungen selber dazu beitragen mußte, daß nicht nur die Botschaft vom Frieden, sondern die Welt der religiösen Erfahrung überhaupt von den psychischen Grundlagen getrennt und in ein System der psychischen Entfremdung, der institutionalisierten Unterdrückung verwandelt wurde« (S. 254). Der Krieg als Syndrom kollektiver Angstverarbeitung läßt sich – so Drewermann – weder durch Ethik noch durch Politik überwinden, sondern nur durch eine Befreiung des Menschen mit sich selbst, für die paradigmatisch die buddhistische Friedenslehre wie auch die taoistische Gewaltlosigkeit angeführt werden. Drewermann meint – den genannten Lehren folgend –, daß der Frieden sich nicht oder doch eben nur bedingt »machen« lasse. Was Drewermann daher (S. 114) aus fernöstlichen Weisheitsbüchern zitiert, liest sich schließlich wie das Motto seines eigenen Werkes: »Ihr sollt Euch... in Euch selbst versenken und die Dinge ohne Euer Eingreifen ihrer Natur gemäß gehen lassen.« Voraussetzung des Friedens sei die Einheit mit dem Tao, die sich nicht machen, sondern »nur durch Einkehr bei sich selbst sowie durch innere Ruhe und Wahrhaftigkeit« (S. 121 f.) vorbereiten lasse. So heißt es an späterer Stelle: »Nur das Nicht-Machen der Religion könnte den Frieden möglich machen« (S. 231). In der »offensichtlichen Ohnmacht des Religiösen« erkennt Drewermann – angesichts der furchtbaren Möglichkeiten des Krieges – »die einzige verbleibende Hoffnung« (ebd.). Die Gedankenkette des Autors setzt an bei der Entzweiung des Menschen, deren fortan determinierende Struktur sich in der Geschichte (insbesondere der abendländisch-christlichen Welt) entfaltet habe, wobei jedoch der Faktor menschlicher Freiheit überhaupt undiskutiert bleibt: Krieg erscheint als Ausfluß bestimmter tiefenpsychologischer und verhaltensbiologischer Determinanten. Wird der

Krieg aber nicht als verantwortbares Freiheitshandeln des Menschen begriffen, verfangen folgerichtig auch keine ethischen Appelle, die doch immer selbstverantwortete Freiheit zur Voraussetzung haben. Die Gedankenkette Drewermanns mündet schließlich in ein Plädoyer zur Vermenschlichung des Menschen durch Rückgang in die religiöse Innerlichkeit sowie durch die Entdeckung der Wahrheit des eigenen Herzens. Religion besagt bei Drewermann soviel wie allmenschliches Bewußtsein, das den Geist der Versöhnung, des Verzichts und des Seinlassens atmet; dieses Bewußtsein antizipiert eine Idee allreligiöser Harmonisierung, deren Verfolgung Drewermann insbesondere vom Christentum verlangt, wenn es sich denn als wahrhaft katholisch verstehen wolle. (NB. sei hier nur angemerkt, daß in Drewermanns Begrifflichkeit die Grenzen des spezifisch Christlichen bis zur Undeutlichkeit verfließen: »Alle Religionen sind als kulturgeschichtlich bedingte Variationen eines archetypischen Materials zu betrachten, das in jedem Menschen lebendig ist und leben möchte...« [S. 368]). Der idealisierte Schlußpunkt solcher alles integrierenden Innerlichkeit ist ein »Friede des Nicht-Machens«, in dem jene Illusion, die Probleme des Krieges ethisch oder politisch lösen zu können, ein für allemal überwunden ist. Die Befreiung von den Mächten der Angst könne nur die Religion erreichen. (Auf das hier auftauchende Problem der Gefahr einer Funktionalisierung des Religiösen in Hinblick auf (nur) weltlichen Frieden sei wenigstens am Rande hingewiesen.) Der Autor will seine Intention nicht politisch verstanden wissen, denn das ständige Bemühen der Politik ende doch nur regelmäßig wieder in organisierter Friedlosigkeit. Drewermann sieht richtig, daß Politik Konflikt handeln ist, d. h., mehr oder weniger geregelter und gezählter Streit. Seine Konsequenz – völliger Verzicht auf Politik – erweist jedoch insofern ein reduziertes Politikverständnis, als er nicht zugeben mag, daß das Umwillen solchen Konflikt handelns durchaus nicht immer wieder Konflikt heißen muß. Gerade die christliche Soziallehre versteht Politik als den Inbegriff jener Tätigkeiten innerhalb einer Gemeinschaft, wie auch zwischen Völkern und Staaten, die das »bonum commune«, damit aber einen Zustand der Ordnung und des Friedens anstreben. Wer behauptet, solches Bemühen sei eo ipso illusorisch, kann zwar viele Argumente aus der Menschheitsgeschichte für sich geltend machen, übernimmt aber auch die Last, probate Alternativen zu formulieren. So interessant und sympathisch die von Drewermann vorgestellte Alternative auch klingen mag, so muß doch füglich be-

zweifelt werden, daß sie in einer durch und durch politisch imprägnierten und von handfesten Interessengegensätzen geschüttelten Welt wirklich hilfreich sein könnte. Das Rezept der Taoisten – das letztlich auch Drewermanns Alternativvorschlag entspricht –, nämlich dem Kriegswilligen nachzuweisen, »daß er bereitsteht, etwas zu tun, das seinen wahren Zielsetzungen widerspricht« (S. 122), verkennt den Hiatus von Geltung und Wahrheit, der die Welt des Politischen durchzieht. Drewermanns Idee ist – wie so viele zeitgenössische Friedenslehren, die der Politik zu entkommen versuchen – nicht nur illusorisch, sie ist auch potentiell kontraproduktiv: wer in der Suche nach Frieden die Gesetze des Politischen — aus welch hehren Gründen auch immer – ignoriert, liefert sich und die gute Sache, für die er steht, dem Friedlosen und Gewalttätigen aus, der sich taoistische Abstinenz eben nicht diktieren läßt.

Burkhard Haneke, Essen